



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Straßburger Bilder. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der Minister widersprach dem sofort und bestimmt; er erklärte, nur einer Aussetzung der Beschlußfassung über den beantragten Zusatz zu Artikel 1 hätte er das Wort geredet. Das war deutlich und nicht mehr in diplomatische Phraseologie eingehüllt. Da verstand auch Pilaski, was die Regierung wirklich sann. Eilig wollte er seinen Antrag wieder aufnehmen. Der Präsident lehnte das als unzulässig ab, weil die Diskussion geschlossen wäre. Gewiß, der Präsident hatte Recht. Jedoch, nur kurze Zeit vorher hatte derselbe Präsident in derselben Sitzung andern Abgeordneten zuliebe die Diskussion, die auch schon geschlossen gewesen war, von neuem eröffnet und nachträglich noch mehrfach und lange zur Sache sprechen lassen. Hat er im Falle Pilaski anders gehandelt, so hat er, wie sein vorhergehendes Verfahren beweist, das nicht aus geschäftsordnungsmäßiger Überzeugung getan, sondern aus anderm Grunde, und dieser Grund kann nur sachlicher Widerwille gegen den Antrag Pilaski gewesen sein. Den Präsidenten hat die Kammer gewähren lassen; sie hat also sein die Polen schädigendes und nicht unparteiisches Vorgehen gebilligt, und dafür kann auch nur derselbe Grund wie beim Präsidenten bestimmend gewesen sein. Tatsächlich hat sie unmittelbar nach dem Intermezzo zwischen dem Präsidenten und Pilaski den Artikel 1 kurzweg in der Regierungsfassung angenommen. Aus der ganzen Verhandlung ergibt sich, von anderm abgesehen, mit unanfechtbarer Gewißheit zunächst das Eine, daß sowohl die Regierung wie die überwältigende deutsche Mehrheit der Ersten Kammer die Polensache, der sie dem Anschein nach höchstens eine untergeordnete Berücksichtigung und Regelung im Rahmen eines Provinzialstatuts angedeihen lassen wollten, in keiner Weise einer maßgebenden Beratung und Beschlußfassung vom Range der politischen Bedeutung der allgemeinen verfassungsrechtlichen Erörterungen über die großen Fragen der öffentlichen Angelegenheiten Gesamtpreußens für würdig oder auch nur geeignet erachteten.

(Schluß folgt)



## Straßburger Bilder

### 1



S Straßburg jemals in den Ruf der „wunderschönen Stadt“ gelangt sein würde, wenn es sein Münster nicht hätte, kann man wohl bezweifeln, denn die engen und winkligen Straßen der alten Stadt bestehn meist aus ziemlich unregelmäßigen Reihen engbrüstiger Häuser, die nur durch einige interessante öffentliche Bauten und hier und da durch die Umfassungsmauern eines größern Patrizierhauses oder eines Klosters unterbrochen werden. Aber in den neuen Stadtteilen, die seit der 1880 begonnenen Erweiterung der Umwallung erbaut sind, sind nicht nur herrliche breite Straßen und große baum- und blumengeschmückte Plätze, stattliche stilvolle Monumentalbauten, vornehm stille schöne Villenreihen entstanden, sondern, was mehr sagen will, auch geschickte Gruppierungen und sehr geschmackvolle Gesamtanlagen, sodaß man wirklich von einem schönen Städtebild reden kann. Wenn ich z. B. an einem Sommerabend die Freitreppe der Universität hinabgehe, vor mir den großen baum-

geschmückten Platz mit den rauschenden Springbrunnen, dahinter die III, über die die schöne breite Universitätsbrücke zur eleganten Kaiser-Wilhelmstraße führt, während eine Brückenabzweigung den Zugang zur evangelischen Garnisonkirche bildet, die mit dem wunderbaren Ebenmaß und der vornehmen Schlichtheit ihrer frühgotischen Formen das Entzücken auch der münstergläubigsten Altstraßburger wachruft, rechts und links als Abschluß des Bildes stattliche Gebäude, die über die grünen Baumkronen emporragen, und geradeaus am Ende der Kaiser-Wilhelmstraße und jenseits des schmucken Kaiserplatzes die einfachen und doch mächtigen Formen des Kaiserpalastes, dessen Konturen sich gegen den flammendroten Abendhimmel abheben, während die letzten Strahlen der scheidenden Sonne die hohen Fenster der Kuppel durchglühen, von deren Spitze zwei bronzene Reichsherolde hinübersehauen nach Altdeutschland — so frage ich mich, obwohl ich ein Vielgewandter bin, vergeblich, ob ich ein ähnlich harmonisches modernes Städtebild schon anderwärts gesehen habe. Und das ist bei weitem nicht der einzige schöne Blick, den das „neue Straßburg“ gewährt, wo weder an Raum noch an Geld gespart worden ist, die heißumstrittene Schöne noch viel begehrenswerter zu machen.

Haben wir sie denn nun auch wirklich erobert? Nun, ganz noch nicht; ebenso wenig wie wir sie jemals ganz verloren hatten. Aber wir sind wohl auf dem besten Wege, und wer ein offnes Auge hat, der sieht, daß für den Elßässer der Vogesenkamm immer mehr zur Grenze, der Rhein immer mehr zur Straße wird. Daß wir auf diesem Wege schon weiter sein könnten, wenn nicht arge Fehler gemacht worden wären, steht fest. Desgleichen, daß sehr viele Altdeutsche im Lande, und zwar hauptsächlich aus den Beamten- und den Offizierkreisen, die schwere Unterlassungsünde begehn, sich nicht oder viel zu wenig um den Elßässer zu kümmern, und hübsch reserviert möglichst „unter sich“ bleiben. Das gelingt ihnen denn auch nicht schwer, und die Folge davon ist, daß heute noch, wie im ganzen Elß so in Straßburg, „Deutsche“ und „Elßässer“ nebeneinander wohnen und leben, wie zwei verschiedene Nationen mit andern Sitten, andrer Sprache, andern Zielen. Natürlich gibt es mannigfache Berührungspunkte; dienstlich und geschäftlich kommen beide Teile miteinander täglich und stündlich zusammen; wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen nähern und einigen sie; gastlich öffnet sich manch alt-einheimisches Haus auch den Altdeutschen, und mancher Elßässer verkehrt in Familien, die von der Elbe oder der Tsar, ja sogar von der Weichsel oder der „WATERKANTE“ hierher verschlagen worden sind. „Verschlagen“ — so fassen es die meisten Altdeutschen leider auf, und darin liegt des Übels Wurzel. Nicht, daß sie es unangenehm empfänden, hier in der „wunderschönen Stadt“, in dem herrlichen Rheintal zwischen Schwarzwald und Vogesen zu leben — sie würden sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, mit Posen oder Magdeburg, Elberfeld oder Halle zu tauschen. Etwas teurer ist das Leben hier ja wohl, aber Berlin und Dresden, Köln und Hamburg lassen den Geldbeutel auch nicht gerade dazu kommen, daß er an Verfertigung leidet; sie fühlen sich hier vielmehr gar zu leicht als Fremde, und es sind ihrer zu viele, als daß es ihnen nicht leicht wäre, unter sich zu bleiben und sich den Eingeweihten gegenüber abwartend zu verhalten. Daß diese kein lebhaftes Bedürfnis fühlen, den Zustand zu ändern, kann man nicht verwunderlich finden, auch bei denen nicht, die nicht mehr mit dem ältern Geschlecht in den Altdeutschen die Groberer oder mit dem jüngern die Eindringlinge sehen. Bedenkt man, mit wie unfählichem Stolz z. B. der Hamburger auf die Leute herabsieht, die nicht mindestens sechzehn Hamburger Ahnen aufweisen können, oder der rechte Berliner auf alle, die nicht „mit Spreewasser jetoost“ sind, so wird man im Verhalten der Elßässer gegenüber den Altdeutschen eher eine echt deutsche Eigentümlichkeit als Protektortum sehen.

Übrigens wird jeder, der Gelegenheit gehabt hat, Elßässern irgendwie näher zu treten, anerkennen müssen, daß sie gern entgegenkommend und freundlich sind, freilich in ihrer Art, die manchem an die rangsteifen Formen und höflich-schneidigen

Äußerlichkeiten des deutschen Nordens gewöhnten fremdartig und unsympathisch ist. Man braucht nur zu sehen, wie sich die Einheimischen auf der Straße grüßen; kaum daß sie an den Hut greifen, der nicht heruntergezogen, sondern bestenfalls ein wenig gelüftet wird. „Salut!“ oder „Bonjour!“ tönts herüber und hinüber; will man miteinander reden, so schüttelt man sich die Hände und beginnt das Gespräch. Beim Auseinandergehn wieder ein Händedruck, noch ein „Salut!“ und man trennt sich, ohne die Kopfbedeckung in Bewegung zu setzen. Befährt ein Elsässer einem Norddeutschen gegenüber in derselben Weise, so fühlt sich dieser, wenn er die Landesitten nicht kennt, höchst verletzt, da er es aus seiner Heimat gewöhnt ist, bei Begrüßungen mit dem Hut viel mehr in der Luft herumzuzuckeln, und in der Art des Elsässers eine Nichtachtung oder plumpe Vertraulichkeit zu sehen vermeint, die diesem durchaus fernliegt. Überhaupt sitzt dem Elsässer der Hut viel fester auf dem Kopf als dem Altdeutschen. Diesen erkennt man sofort beim Betreten eines Restaurants daran, daß er beim Eintritt oder wenig Schritte später den Hut abnimmt; der Elsässer begrüßt die Anwesenden, indem er beim Eintritt den Hut lüftet oder „lüpft“, wie man hier sagt, behält ihn dann aber auf und trinkt sein „Schöppel Win“ oder sein Bier bedeckten Hauptes. Auch ins Theater, sogar in die Logen und ins Parkett, nimmt er Hut und Spazierstock mit.

Das Theater ist überhaupt charakteristisch für den ganzen Zustand. Wen Pflicht oder Vergnügen häufig dorthin führen, der kann sehr interessante Studien machen. Es wird schon außerhalb des Reichslandes kaum ein größeres Theater geben, wo in drei verschiedenen Sprachen regelmäßig Aufführungen stattfinden, wie es hier der Fall ist, wo jeden Winter monatlich etwa einmal eine französische Truppe gastiert, und zwei bis dreimal im Monat das Elsässische Theater eine Aufführung veranstaltet. Im vergangnen Winter ging es besonders hoch her, da unter den Gästen Sarah Bernhardt und Coquelin mit ihren Truppen waren. Die „göttliche“ Sarah mischte ja allerdings die Zuhörerschaft etwas, da sich zu ihren drei Gastspielen, namentlich zur Kameliendame und zu Frou-Frou, viel weniger zu Phädra, alles drängte, was durch die hohen Preise angelockt wurde; im übrigen aber ist das Publikum der französischen Vorstellungen ein ganz anderes als das der elsässischen oder der deutschen Abende. Wenn man nolens volens wöchentlich mehrmals ins Theater geht, so weiß man überall bald, welchen Gesichtern man an Opern- oder Schauspielabenden, bei leichter oder schwerer Kost begegnen wird; hier weiß man noch ganz genau, wen man in französischen Vorstellungen oder in deutschen Schauspielen nicht zu sehen bekommen wird. Auch die ganze Haltung des Publikums ist verschieden. An den französischen Abenden sieht man recht elegante Toiletten, viel blitzendes Geschmeide und fast keine einzige Uniform. Unter den Frauen schöne stattliche Figuren, vielfach mit etwas Neigung zu üppiger Fülle der Formen, wunderhübsche interessante Profile mit schön geschnittenen Nasen von eleganter, edler Krümmung. Unter den Männern viel Dekadenz, wenige durchgeistigte Charakterköpfe, Geschäftsgeichter, reichliche Körperfülle. Und wie schon bemerkt, sehr viele mit Hut und Stock auch im Zuschauerraum. Auffallend groß ist an solchen Abenden der Prozentsatz jüdischer Abstammung und die Menge der Unerwachsenen, die wohl mitgenommen werden, daß sie einmal gutes Französisch hören. Es geht sehr lebhaft zu, man begrüßt sich mit allen Bekannten — und die Bekanntschaft ist sehr groß —, die auf denselben Plätzen, und allenfalls auch solchen, die auf teureren Plätzen sitzen, und diese Begrüßung geht häufig recht geräuschvoll von statten — selbstverständlich nur französisch; im Saal und in den Wandelgängen, im Foyer und in der Restauration erklingt kaum ein einziges schriftdeutsches Wort, hier und da etwas Elsässerdeutsch, aber meist nur Französisch. Dazu ist man ja da. Das ist ja „der Zweck der Übung.“ Man will zeigen, daß man anhänglich ist, daß man die Sprache und die Geisteskräfte der großen Nation, der man — sei es nun selbst oder in seinen Vätern — angehört hat, nicht vergessen hat und nicht vergessen will. Keine Spur von Protektlertum. Nicht der leiseste Schatten von Geheimbündelei. Man freut sich eben, mit einem

großen Bekanntenkreise gemeinsame Interessen zu pflegen und einmal an dieser der Kunst geweihten Stätte so ziemlich „unter sich“ zu sein. Auch allerlei nationale Untugenden kommen regelmäßig zum Vorschein, von denen ich das endlose Zuspätkommen nicht für die kleinste halte. Noch über eine halbe Stunde, nachdem auf das bekannte dreimalige Klopfen der Vorhang aufgegangen ist, kommen Weiblein und Männlein geräuschvoll herein und drängen sich auf ihre Plätze. Auch der Beifall auf offener Szene ist bei den meisten der besten deutschen Bühnen ja ziemlich abgeschafft; hier ist er in den französischen Aufführungen die Regel und kann auch in den deutschen nicht ganz ausgerottet werden.

Das Publikum der elsässischen Theaterabende ist ähnlich in Zusammensetzung und Haltung, nur reicht es in der sozialen Schichtung nicht ganz so hoch hinauf, dafür recht tief hinab. Während in den französischen Vorstellungen die obere Ränge immer leerer werden — falls nicht, wie an den Sarah Bernhardt-Abenden, die hohen Eintrittspreise andre Elemente dorthin verschlagen, als gewöhnlich in den Höhen Platz zu nehmen pflegen —, sind sie in den elsässischen Vorstellungen dicht gefüllt, und zwar mit dem beifalleifrigsten Publikum. Altdeutsche sind im ersten Rang und im Parkett hier und da spärlich vertreten, die Uniform ist nur in ganz wenig Exemplaren zu sehen. Im Foyer und in den Wandelgängen des Parketts und des ersten Ranges hört man fast nur Französisch sprechen, höher hinauf natürlich Elsässisch, Schriftdeutsch fast nirgends. Gemeinsam ist den französischen und den elsässischen Abenden auch, daß ein regelmäßiges Auf- und Abwandern in den Wandelgängen während der Pausen gar nicht möglich ist. Mit größter Rücksichtslosigkeit gegen solche Spaziergäste bleibt man bei der Begrüßung stehn und bildet große Gruppen, die die ganze Breite der Wandelgänge einnehmen und die Zirkulation hemmen. Der Altdeutsche, der sich mühsam durchquetscht oder sich ganz in eine Ecke gebannt fühlt, ärgert sich natürlich über solche unwillkürliche Disziplinlosigkeit. Wie ganz anders an den deutschen Abenden, namentlich wenn deutsche Schauspiele gegeben werden (die Oper ist natürlich wieder viel internationaler!). Wie brav da das Publikum die gute Regel „Rechts gehn!“ befolgt, wie jede Reihe in gleichmäßig langsamen Schritten vorwärts marschiert, zur rechten Zeit kehrt macht und an der andern Gangeite wieder zurückflutet. Ja, da sieht man gleich, wie uns Deutschen die polizeilich-militärische Schulung in Fleisch und Blut übergegangen ist; und es bedürfte der Herren Hauptleute und Leutnants kaum, die ganze Sache in glattem Gange zu erhalten. Der vereinzelte Elsässer aber, der in seiner Harmlosigkeit einen Bekannten begrüßen und mit ihm stehn bleiben will, ärgert sich natürlich wieder über diese steifen und ungezogenen Altdeutschen, die ihn durch unwillkürliches Anrumpeln oder durch strafende Blicke zwingen, den allgemeinen Parade-marsch nicht zu stören, sondern mitzumachen.

So gibt es mancherlei Nichtverstehn und mancherlei Mißverstehn, das sich mildern und vielleicht ganz beseitigen ließe, wenn sich beide Kreise nicht nur berührten, sondern mehr miteinander verschmolzen. Und daß dies nicht geschieht, fällt eben zum großen Teil den Altdeutschen zur Last. Solange diese ihr eignes Zivilkafino, ihre eignen Vereine usw. haben, solange sie die Lokale meiden und naserrümpfend als „Wackelokale“ bezeichnen, in denen der Elsässer mit Vorliebe verkehrt, solange sie die Handwerker und die Geschäfte bevorzugen, die nicht einheimisch sind, so lange wird auch das heranwachsende Geschlecht des Reichslandes und werden auch spätere Geschlechter nicht vergessen wollen, was ihre Väter nicht vergessen können.

